

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch H. E. N. A. u. M. a. n. n.'s Buchhandlung in Dresden.

Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 686—10. Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelber sind zu adressiren: Rev. Th. Jäkel, Milwaukee, Wis.

20. Jahrg. No. 18.

Milwaukee, Wis., den 15. Mai 1885.

Lauf. No. 506.

Inhalt. — Von Gemeindeversammlungen. — „Recht muß doch Recht bleiben.“ — Die Krankheiten unserer heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse und ihre Heilung. — Der Uhrmacher von Surabaya. — Ein kostbares Kopfkissen. — Der „Heiland“ in der Estimo-Sprache. — Kürzere Nachrichten. — Büchertisch. — Schulweise. — Synodal-Versammlung. — Synodal-Anzeige. — Einführungen. — Quittungen. —

Von Gemeindeversammlungen.

II.

Wir haben in der vorigen Nummer gesehen, daß unsere Gemeinden nach dem Vorbild der ersten Christengemeinde zu Jerusalem handeln; wenn sich bei unsern Gemeindeversammlungen Gemeindeglieder, und zwar die Männer der Gemeinde versammeln. Sehen wir nun, was wir aus dem Text Apostelg. 6, 1—7. und anderen Stellen der heiligen Schrift weiter lernen können.

Im zweiten Vers des Kapitels heißt es: „Da riefen die Zwölfe die Menge der Jünger zusammen und sprachen.“ Die Zwölfe waren die Apostel, Männer, welche das Lehramt in der Gemeinde führten. Auch in der Versammlung, von welcher St. Lucas im 15. Kapitel der Apostelgeschichte berichtet, waren „die Apostel und Ältesten samt der ganzen Gemeinde“ versammelt (V. 6., 22. und 23.). Daraus sehen wir, daß zur Gemeindeversammlung auch und vornehmlich diejenigen gehören, welche das Lehramt in der Gemeinde haben, also die Pastoren, sowie auch diejenigen, welche dem Pastor in seinem Amt als Gehilfen zur Seite stehen, die Lehrer und die Gemeindevorsteher. Das versteht sich eigentlich ganz von selbst. Der Pastor ist von der Gemeinde dazu berufen und von Gott dazu gesetzt, daß er ein Hirte der Gemeinde sein soll. Nun wäre es doch wunderbar, wenn der Pastor oder Hirte der Gemeinde gerade da, wo die Herde sich versammelt, fern bleiben sollte. Der Pastor soll von Amtswegen das Wohl der Gemeinde auf dem Herzen tragen und acht haben auf die ganze Herde, Apostelg. 20, 28. Da wäre es doch widersinnig, wenn da, wo das Wohl der Gemeinde berathen und Maßregeln zum Besten der Gemeinde getroffen werden sollen, gerade der Pastor nicht zugegen sein sollte. Und doch giebt es Gemeinden, die solche einfache Wahrheit nicht begriffen haben. Es ist vorgekommen, daß einem Pastor, der vor kurzem sein Amt in einer Gemeinde angetreten hatte, vor der ersten Gemeindeversammlung, die er in der Gemeinde erlebte, erklärt wurde: „In die

Versammlung brauchen Sie nicht zu kommen; das machen wir alleine ab; wenn wir Sie brauchen, werden wir Sie schon rufen lassen.“ In einem andern Fall war die Gemeinde der Ansicht, gegenwärtig sein dürfe der Pastor; aber er habe nur dann zu reden, wenn er etwa sähe, daß etwas Unrechtes, etwas, das gegen Gottes Wort verstöße, geredet werde oder vorgenommen werden solle, und Stimmrecht habe er überhaupt nicht; er sei ja kein Gemeindeglied. Das mußte die Gemeinde in Jerusalem besser. Da haben nicht nur zuerst die Apostel das Wort ergriffen, nicht nur Vorschläge gemacht, sondern haben auch die Apostel und Ältesten mit der ganzen Gemeinde das Stimmrecht geübt. Denn Apostelg. 15, 22—25. lesen wir: „Und es deuchte gut die Apostel und Ältesten samt der ganzen Gemeinde, aus ihnen Männer zu erwählen und zu senden gen Antiochien mit Paulus und Barnabas, nämlich Judas mit dem Zunamen Barsabas, und Silas, welche Männer Lehrer waren unter den Brüdern; und sie gaben Schrift in ihre Hand, also: „Wir, die Apostel und Ältesten und Brüder, wünschen Heil den Brüdern aus den Heiden, die zu Antiochien und Syrien und Cilicien sind. Die weil wir gehöret haben, daß etliche von den Unseren sind ausgegangen und haben euch mit Lehren irre gemacht und eure Seelen zerrüttet, und sagen, ihr sollt euch beschneiden lassen und das Gesetz halten, welchen wir nichts befohlen haben: hat es uns gut gedeucht, einmütiglich versammelt, Männer zu erwählen und zu euch zu senden mit unserm liebsten Barnabas und Paulus.“ Da hören wir ja, wie in einer Gemeindeversammlung die Apostel und Ältesten sich an einer Wahl betheilig haben. Ganz gewiß ist der Pastor ein Glied der Gemeinde, hat alle Pflichten eines Gemeindegliedes und alle Rechte eines Gemeindegliedes. Außerdem hat er von Amtswegen die Versammlung mit Gottes Wort und Gebet zu eröffnen, und er ist auch von Amtswegen der Leiter oder Vorsitzender der Versammlung, wo nicht die Gemeinde für diesen Posten ein besonderes Hilfsamt eingerichtet hat und also einen besonderen Vorsitzenden aus ihrer Mitte erwählt, wie dies in vielen Gemeinden Brauch ist.

Dies sind nun die Leute, welche das Recht haben sollen, sich an der Gemeindeversammlung zu betheiligen. Dieselben haben aber nicht nur Recht auf Sitz und Stimme in der Versammlung, sondern auch die Pflicht, sich bei derselben einzufinden und thätigen Antheil zu nehmen. Es steht keineswegs so, daß ein stimmberechtigtes Gemeindeglied nur auf ein Recht verzichtet, wenn es von der Gemeindeversammlung fern

bleibt, sondern es liegt, wo ein Gemeindeglied ohne genügenden Grund die Gemeindeversammlung versäumt, eine Pflichtvernachlässigung vor. Die Versammlung ist ja nicht ein Vergnügen, das jemand nach Belieben genießen oder sich versagen kann; sondern was da geschieht, gehört zu der Arbeit im Reiche Gottes, zu der wir berufen sind. Ein jedes Gemeindeglied ist auch mit verantwortlich für das, was die Gemeinde beschließt und thut. Zwar hört man wohl Gemeindeglieder sagen: „Was soll ich in der Versammlung; ich kann ja doch nicht auftreten und reden; was die Andern beschließen, ist mir auch recht.“ Aber so soll man nicht denken und reden. Es hat schon oft in einer Versammlung das schlichte Wort eines Mannes, der sich sonst wenig oder gar nicht hören ließ, dem ganzen Lauf der Verhandlungen eine neue Wendung gegeben. Es ist auch ein großer Unterschied, ob z. B. einem Bruder, der sich verfehlt hat, von fünfzig Brüdern bezeugt wird, daß er Unrecht gethan hat, oder ob dies von nur zwanzigen geschieht, die anwesend sind, während die übrigen daheim geblieben sind, und von denen der Sünder vielleicht glaubt, sie würden zu seiner Sache anders stehen. „Es ist aber genug, daß derselbige von vielen also gestraft ist“, sagt der Apostel 2. Cor. 2, 6., und an die Thessalonicher schreibt St. Paulus: „Wir ermahnen euch aber, lieben Brüder, vermahneth die Ungezogenen“, und an die Galater: „Lieben Brüder, so ein Mensch von einem Fehl übereilet würde, so helfet ihm wieder zurecht mit sanftmüthigem Geist, die ihr geistlich seid.“ Da wendet er sich an alle Brüder, und darum sollen auch alle dieser Ermahnung folgen. Und was sollte werden, wenn nun alle so denken wollten: „Was die Andern machen, ist mir recht“? Da würden zuletzt keine Andern mehr kommen und die Gemeindeversammlungen hörten ganz auf; ja allermeist kommt die geringe Betheiligung an den Versammlungen, über die man so vielfach klagen hört, eben daher, daß immer mehr Gemeindeglieder denken: „Wenn der und jener nicht kommt, so brauche ich auch nicht zu kommen; wenn es ohne meinen Nachbar geht, wird es auch ohne mich gehen.“ So wird die Zahl derer, die sich zu den Versammlungen einfänden, immer geringer, bis kaum noch so viel Leute zusammenkommen, daß man Versammlung halten kann, und es vorkommt, daß die, welche gekommen sind, unverrichteter Sache und mißmüthig nach Hause ziehen müssen.

Besonders aber wird der Besuch der Gemeindeversammlungen oft recht kümmerlich, wenn es einige unruhige Versammlungen gegeben hat, in denen die Geister auf einander plagten, und die Dinge, welche

vorliegen, noch nicht bereinigt sind. Da hört man wohl manchen sagen: „Ich kann das ewige Streiten nicht leiden; wenn mir etwas zuwider ist, so ist mir das Zanken zuwider; so lange der Trubel nicht zu Ende ist, gehe ich nicht mehr hin, wo man sich doch bloß ärgern muß.“ Nun ist es ja leider wahr, daß es zuweilen dem bösen Feind gelingt, einen Zankapfel in die Gemeinde zu werfen und die Brüder gegen einander zu hegen, auch wohl Parteilungen zu stiften und so den Frieden der Gemeinde zu stören. Oder es hat eine Gemeinde einen Mann in ihrer Mitte, der einen widerborstigen, haderstüchtigen alten Adam mit in die Versammlung bringt und denselben nicht im Zaume hält. Oder es hat gar ein boshafter Geselle Eingang gefunden, der seine teuflische Freude daran hat, Zank und Zwietracht zu stiften, und bei jeder Gelegenheit dem ruhigen Gang der Dinge Klöße unter die Räder wirft, und der dabei schlaue genug ist, daß man ihm nicht so bald sein böses Handwerk legen kann. Oder es ist so weit gekommen, daß man mit einem Bösewicht aufzuräumen muß, der sich aber Anhang verschafft hat und sich zur Wehre setzt. Unter solchen Umständen sind ja freilich die Gemeindeversammlungen nicht so fein und lieblich, als wenn die Brüder einträchtig bei einander wohnen. Aber was würde man von einem Soldaten halten, der, so lange alles ruhig im Lande und an der Grenze wäre, sich des Königs Uniform gefallen ließe, aber, sobald Krieg entstände, sagen wollte: „Wenn mir etwas zuwider ist, so ist es das Pfeifen der Kugeln und das Plagen der Bomben so in der Nähe; da mag hingehen, wer Lust hat; ich will unterdes ruhig in der Kaserne bleiben.“ Dem würde man wohl bald auseinander gesetzt haben, woran er wäre. Und wenn ein Landmann sagen wollte: „Auf dem Acker ist zwischen dem Korn auch Unkraut; das verdirbt mir das ganze Vergnügen an der Arbeit. Wenn mir etwas zuwider ist, so ist es das Unkraut; da mag Korn pflügen, wer Lust hat; ich gehe nicht hin.“ Was aus der Farm wohl werden würde? Nein, gerade in solchen Zeiten, da der Satan geschäftig ist und gerne Schaden thun möchte, soll jeder, dem das Wohl der Gemeinde am Herzen liegt, auf seinem Plage sein und zum Rechten sehen und der guten Sache rathen und dem Uebel steuern und wehren helfen und seine Stimme ins Gewicht legen, wenn es zur Entscheidung kommt. Die Unruhstifter, wo solche vorhanden sind, pflegen immer anzurücken, und die, welche es mit ihnen halten, auch. Sollten denn die, welche es wohl meinen mit der Gemeinde und dem Frieden nachtrachten, weniger eifrig sein und jenen das Feld überlassen, oder einige wenige, die treu für die Wahrheit und das Recht eintreten, zusehen lassen, wie sie allein mit jenen fertig werden?

Haben wir nun gesehen, wer zur Gemeindeversammlung gehört, so wollen wir nun weiter fragen, wie die Gemeindeversammlung zustande kommt.

In unserm Text aus der Apostelgeschichte lesen wir: „Da riefen die Zwölfe die Menge der Jünger zusammen.“ Daraus sehen wir, daß, als diese Versammlung gehalten werden sollte, die Menge der Jünger davon in Kenntniß gesetzt und zur Betheiligung aufgefordert wurde. Dasselbe geschieht auch bei uns. In den meisten unserer Gemeinden kennt man zweierlei Gemeindeversammlungen, o r d e n t l i c h e und a u ß e r o r d e n t l i c h e. Außer diesen giebt es noch u n o r d e n t l i c h e Gemeindeversammlungen; die sollen aber in einer christlichen Gemeinde nicht vorkommen. Die ordentlichen Versammlungen heißen auch nicht deshalb ordentlich, weil es nur in diesen ordentlich hergehen soll,

sondern weil sie in der Gemeindeordnung festgesetzt sind als monatliche oder vierteljährliche Versammlungen, die zur ein- für allemal festgesetzten oder geordneten Zeit abgehalten werden. Doch pflegen auch diese Versammlungen vorher angekündigt zu werden, und in einer jeden solchen Ankündigung liegt eine Erinnerung daran, daß es Pflicht eines jeden Gemeindegliedes ist, in der Versammlung zu erscheinen.

Nun trägt es sich aber zu, daß wichtige Angelegenheiten, die sich nicht aufschieben lassen, eine Gemeindeversammlung vor der nächsten regelmäßigen nöthig machen. In solchen Fällen wird dann der Pastor in der Weise, die in der Gemeindeordnung vorgesehen zu sein pflegt, eine a u ß e r o r d e n t l i c h e Gemeindeversammlung einberufen, und solche Versammlungen sind oft noch viel wichtiger als die regelmäßigen. Wenn es möglich ist, sollte bei der Ankündigung einer solchen außerordentlichen Versammlung der Zweck oder die Veranlassung derselben angegeben werden, damit jedes Gemeindeglied wissen könne, um was es sich handelt. Doch kommen auch Fälle vor, in denen eine solche Aufgabe nicht wohl möglich oder nicht rathsam ist.

In der folgenden Nummer soll nun zunächst davon gehandelt werden, welche äußerlichen Einrichtungen und Ordnungen bei Abhaltung einer Gemeindeversammlung zu empfehlen sind.

„Recht muß doch Recht bleiben.“

[5. Fortsetzung.]

IX.

Dem stürmischen Tag war eine stürmische Nacht gefolgt, eine böse, unheimliche Nacht. Im Bergmannsdörfchen hat man ihrer noch lange gedacht und denkt ihrer heute noch. Und wenn Einer von ihr erzählt, dann grauset es Jedem, den sowohl, der es erzählt, als auch den, der zuhört.

Der Sturm schien schon etwas vorher gewußt zu haben von der Gefahr und dem Schrecken, die über dem Dörflein schwebten, denn er gab sich die redlichste Mühe, auf irgend welche Weise die Leute aus dem Schlaf aufzuwecken und zu mahnen, auf ihrer Hut zu sein. Er fuhr wider die Fenster, daß die Scheiben klirrten. Wo er einen Laden fand, der nicht allzu gewissenhaft zugemacht war, riß er ihn auf und schlug ihn mit solcher Gewalt zu, daß es im ganzen Hause schütterte. Selbst zu den Schornsteinen fuhr er hinein und warf ganze Klumpen Ruß auf den Herd und rasselte unter den Schüsseln auf der Schlüsselbank. An allen Ecken und Wänden piff er und durch die Gassen heulte er, so gut er konnte.

Alein alle seine Mühe war umsonst. Je mehr er tobte und lärmte, desto behaglicher fühlten sich die Leute in ihren warmen Betten und desto besser und fester schliefen sie.

Man legte sich früh zu Bette in dem Dörfchen und fand den Schlaf bald nach den Anstrengungen des Tages. Nur Einer unter den Dorfbewohnern schlief nicht. Das war der Weberfriz. Im Wirthshaus hatte er lustige Gesellschaft gefunden; aber von seiner Beförderung hatte noch niemand etwas gewußt und zu allgemeiner Ueberraschung hatte er selber es bekannt gemacht, daß er seit heute Steiger sei. Sofort hatte man ihn mit großem Respect behandelt. Aus dem allen konnte es ihm nur wahrscheinlich geworden sein, daß Andreas auch nichts Bestimmtes erfahren hatte. Aber morgen wollte ja

der Mann, der ihn verderben konnte, zum Bergmeister gehen, und dann war es um des Weberfriz Herrlichkeit geschehen. Das mußte verhindert werden. Kam sein Betrug an den Tag, dann war es mit seinem Credit für immer vorbei; dann kamen auch noch andere Dinge an den Tag, die er, sobald man ihn die Holzgeschäfte abnahm, nicht mehr zugebedeckt halten konnte; dann konnte er in einigen Tagen vielleicht gar ins Zuchthaus wandern. Jetzt stand Ehre, Vermögen, Freiheit auf dem Spiel. Unruhig schritt er in seinem Schlafgemach auf und ab. Jetzt warf er sich auf sein Bett. Jetzt sprang er wieder auf. Allmählich aber ward sein Schritt langsamer; seine Gedanken hatten einen Punkt gefunden, um die sie sich sammeln konnten. Es reifte ein Plan. —

Der Weberfriz war mit den Einrichtungen und Verhältnissen im Kiffel'schen Hause, wo er seit seinen Kinderjahren täglich ein- und ausging, ebenso bekannt, wie in seinem eigenen Hause. So mußte er ganz genau, wo Kiffel seinen Pulvervorrath aufbewahrte. Derselbe lag in einem etwa fußhohen tannenen Fäßchen, das unvorsichtiger Weise genug in der Schlafkammer zwischen dem Bett und dem Kleiderschrank stand. Früher, zu des alten Steiger Kiffel's Zeiten, war ein Deckel auf dem Fäßchen gewesen. Der war aber längst verloren gegangen, und das Pulver war nur mit einigen Bogen grauen Fließpapiers zugebedekt.

Es herrscht oft eine unbegreifliche Gleichgültigkeit und Unachtsamkeit gegen die Gefahr, besonders aber da, wo solche gefährliche Dinge zum Geschäft gehören. Im Vergleich geschieht jedoch viel weniger Unglück, als wo die Gefahr nicht ist. In Bauernbörsen, die hoch oben auf dem Berge liegen, ertrinken viel mehr Kinder, und wenn es in einer Mistpfütze oder einer Waschkübel ist, als in Orten, die an einem reißenden Strom liegen. In Städten mit guten Trottoirs und der besten Polizeiordnung werden viel mehr Kinder überfahren, als in Dörfchen, wo sie haufenweise in den engen Gassen fast unter den Rädern herumliegen. Man ist eben an die Gefahr gewöhnt, und an das sich in Acht nehmen in der Gefahr.

Der Kleiderschrank in der Kiffel'schen Schlafkammer hatte früher zum Theil eine Thür verdeckt, die dazu diente, sich in der Wassersnoth in die nur durch eine Wand getrennte höher gelegene Scheune zu flüchten. Die Feuercommission aber, die sich pflichtschuldigst nicht um Gefahren, die durch Wasser entstanden, zu kümmern hatte, hatte diese Thür nicht gelitten und hatte auf Zumauern gedrungen. Um nun der Feuercommission, die mit Strafen drohte, zu genügen und doch ein Schlupfloch in der Wassersnoth zu haben, war die Thüre wohl herausgenommen worden, aber die Backsteine, welche zur Füllung der entstandenen Oeffnung dienten, waren zum Theil nur lose und verschiebbar über einander gelegt worden.

Solcher verschiebbaren Steine befanden sich mehrere in der Nähe des Pulverfäßchens. Das wußte der Weberfriz. Er wußte auch, daß die Scheune Nachts nicht verschlossen war, sondern daß die Thüre nur mit einem eisernen Haken eingehängt wurde. Auf dies alles baute er seinen Plan. Er hatte Nichts zu thun, als in die Scheune zu schleichen, die betreffenden Steine, die durch den mangelnden Kalk leicht zu entdecken waren, herauszunehmen

und einen Schwefelfaden in das Pulverfäßchen zu leiten und anzuzünden.

Ueber die Art des Anzündens machte er sich nur noch Gedanken. Am besten schien es ihm, die Scheune zugleich in Flammen aufgehen zu lassen. Auf diese Weise wurde jede Spur des Verbrechens verwischt und was auch geschehen möchte, der Unvorsichtigkeit zugeschrieben. Aber würde der Sturm das Feuer nicht weiter tragen und am Ende sein Besitztum bedrohen?

Er huschte hinaus, um die Richtung des Windes zu untersuchen, und fand zu seiner Beruhigung, daß der Wind nach entgegengesetzter Seite blies. Doch selbst wenn sein Haus angezündet wurde, schadete es nicht. Es war Alles sehr hoch versichert, und ein größeres, nobleres Haus schon lange sein Wunsch. Da konnten am Ende zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen werden.

Im Kiffel'schen Hause war man längst zur Ruhe gegangen. Andreas hatte, ehe er sich schlafen legte, seine Bibel und sein Gesangbuch zur Hand genommen, den 23. Psalm gelesen und das schöne Abendlied:

„Herr, es ist von meinem Leben
Wiederum ein Tag dahin“,

wo es im 5. Verse heißt:

Steuere den gottlosen Leuten,
Die im Finstern Böses thun.
Sollte man gleich was bereiten,
Uns zu schaden, wenn wir ruhn,
So zerstöre du den Rath,
Und verhindere die That,
Wend auch alles andre Schrecken,
Das der Satan kann erwecken.

Es war eine fürchtbar kalte Nacht, und Christine hatte mit der Erklärung, sie wolle morgen früh, als am Sonntagmorgen, nicht gestört werden, sondern einmal ordentlich auschlafen, und sie könne auch den Salbengeruch von den erfrorenen Füßen nicht ausstehen, es vorgezogen, in einer von der Windseite abgelegenen Kammer des oberen Stocks zu schlafen. Andreas war müde gewesen und lag trotz der Erfahrungen des verfloffenen Tages in tiefem Schlaf.

Mitternacht war vorüber. Da öffnete sich leise die Thüre in Weberfrizens Haus und eine dunkle, wohlverhüllte Gestalt schlüpfte mit schleichenden Schritten über den Hof und verschwand in Kiffel's Scheune. Dort angekommen, spähet sie nach allen Richtungen hinhorchend, ob sich nichts rege. Als nichts hörbar und sichtbar wurde, schloß sie vorsichtig das Scheunenthürchen und zog eine Blendlaterne hervor, die sie versteckt bei sich getragen hatte.

Bei ihrem Scheine konnte man denn auch recht wohl, trotz der Verhüllung, den Weberfriz erkennen. Der Mann, den er zu morden kam, war sein langjähriger Jugendfreund. Er hatte ihm nie etwas zu Leide gethan, sondern ihm nur Vertrauen und Liebe entgegengebracht. Der Mann schlief jetzt so ruhig, so süß, so vertrauensselig, nichts ahnend von den gräßlichen Mordanstalten, die gegen ihn im Werke waren. Man konnte fast durch die dünne Wand die langen Athemzüge des Schlafenden hören. Aber an alles das dachte die unnachtete Seele des verruchten Mörders nicht.

Ob ihm jedoch nicht einmal andere Gedanken kommen, wo es glühend heiß in seiner Seele brennt, und wo jedes Einzelne, was er that, erschreckend klar und anklagend vor ihm steht, wie er da in nächtlicher

Stunde hereinkam, um den Schlafenden zu morden, wie er mit leichter Hand die Ziegelsteine aus der Wand herausnahm und den Schwefelfaden nach dem Pulverfäßchen lenkte, wie er Strohbündel und Heu zusammenhäufte und zuletzt den Zündspahn hineinschleuderte?

Etwas von der verhängnisvollen Bedeutung dieser Stunde mochte er empfinden. Denn er ward leichenblaß, als der Zündspahn zündete, und er erbebt am ganzen Körper vor Schrecken, als eine Maus durch das Stroh sprang.

Wie würde er aber erst erschrocken sein, wenn er die beiden Augen gesehen hätte, die unverwandt durch das Schlüsselloch seinem nächtlichen Werk zugeschaut hatten. Es war seine Haushälterin, die Anna Dorothea gewesen, die der Sturm nicht hatte schlafen lassen und die aus dem unruhigen Wesen ihres Herrn Verdacht geschöpft und ihm aufgelauert hatte, als sie ihn hatte die Treppe hinunterschleichen hören.

Sie war längst wieder ins Haus und in das Bett gehuscht, als der Weberfriz eilig seinen Mühlweg antrat.

Weberfriz wußte recht wohl, daß es jetzt am klügsten für ihn gewesen wäre, wenn er sich so fest ins Bett gelegt hätte, daß ihn der Feuerlärm erst herauströmmeln mußte. Aber er fühlte auch, daß er den bevorstehenden aufregenden Austritten nicht gewachsen war und besser handelte, wenn er sich aus dem Staube machte. Er packte deshalb seine Baarschaften und wichtigsten Papiere zusammen, warf sich in seinen besten Anzug und war in einigen Minuten bereits unterwegs.

Als er das sich schnell entwickelnde Feuer in der Scheune wahrte, wollte es ihn fast wie Neue ergreifen. Doch sich selbst beruhigend sagte er: „Ah bah! Bis ich den Abend wiederkomme, ist alles vorbei.“

Mit eiligen Schritten lief er jetzt vorwärts, ohne sich weiter umzuschauen. Er hatte schon die Höhe der Bergwand erreicht, als es ihn drängte, doch einmal zu sehen, was da geworden war.

Eine helle Lohe stieg eben rauchend und sprühend aus dem Scheunendach empor, die aber bald der hineinblasende Sturm in ein wahres Feuermeer verwandelte. Rings die Berge wurden hell erleuchtet und der Nachthimmel purpurreth. Jetzt hatten es die Leute gemerkt; denn die Sturmglöck im Dorfe läutete. Auch im Kloster mußte man es gesehen haben. Denn dumpf und mächtig klangen die alten, schweren Glocken in die Thäler hinein. Aber mitten durch das Brausen des Sturmes und das Feulen der Glocken hörte man die Hilferufe und das Wehgeschrei der Menschen.

X.

In dem schwer bedrohten Hause lagen Alle im tiefsten Schlaf. Der Sturm heulte und brauste ums Haus; Andreas hörte es nicht; die Flamme zischte und prasselte schon nebenan; er merkte es nicht; das Vieh in den Ställen brüllte in Todesangst; es weckte ihn nicht.

Da hüpfte ein blaurothes Flämmchen aus der Scheune zwischen Bett und Schrank heraus. Es hüpfte den Schwefelfaden entlang und erschien jetzt auf dem Rande des Pulverfäßchens.

Die Schlafenden verlebten ahnungslos einen entsetzlichen Augenblick.

Zündete der Schwefelfaden, dann zischte und brauste im nächsten Moment sprühend ein unaufhaltbarer Feuerstrom aus dem Fäßchen hervor und erstickte, die Kammer mit Flammen und Rauch erfüllend, unrettbar Alles, was noch lebte und athmete.

Alein es geschah nicht also. Der unheilvolle Plan des Mörders erfüllte sich nicht. Das blaurothe Flämmchen hüpfte wohl ins Pulverfäßchen hinein, aber es erlosch dort zischend.

Man könnte es Zufall nennen, wenn es in Gottes Weltregierung einen Zufall gäbe. Den Abend hatte Andreas beim Auskleiden seinen stark durchnähten Grubenkittel an einen auswendigen Nagel am Kleiderschrank gehängt. Dieser Grubenkittel war wieder herunter gefallen, ohne daß es Andreas merkte, und war mit dem einen Armel in das Fäßchen zu liegen gekommen. Der Weberfriz aber hatte in der Aufregung des Augenblicks weder den nassen Armel noch das völlig durchnähte Fließpapier beobachtet.

Aber diese Rettung der in Gefahr Schwebenden war nur für die kürzeste Frist. Wie lange konnte es währen, da war die Wand durchgebrannt, und dann schützte kein nasser Armel mehr vor der Explosion.

Da plötzlich richtete sich Kiffel mit verstörtem Antlitz im Bette auf. Er hatte im Traume eine Stimme gehört, die ängstlich seinen Namen rief: „Andreas! Andreas!“ Er schaute völlig erwachend sich um, sah aber Niemand. Dagegen fühlte er eine heiße, drückende Luft in der Stube und hörte das ängstliche Brüllen des Viehes. Auch war es ihm, als vernähme er nebenan ein Prasseln und Wogen wie Feuer.

Schreckensbleich, nur nothdürftig mit Hosen und Schuhen bekleidet, stürzte er zu der rasch geöffneten Hausthüre hinaus. Er sah seine Scheune in Flammen und schon das Dach seines Hauses brennen. Wie der Wind hatte er sein Vieh losgebunden und den Stall geöffnet. Aber schneller noch als er herausgeeilt war, eilte er wieder hinein in die Kammer. Er dachte jetzt selbst an das Pulverfäßchen.

Wahrlich war es Zeit, daß er kam. Die Luft im Zimmer war heiß zum Ersticken und die Wand glühete. Geschwind nahm er das Fäßchen und schleuderte es durch das Fenster mit samt seinem Inhalt weit in den Hof hinaus. Dann weckte er die Kinder. Er fand jetzt auch noch Zeit, nach Strümpfen und ein paar Kleidungsstücken zu greifen.

Raum jedoch hatte er ein Kind auf dem Rücken, das andere auf dem rechten Arm, die Kleidungsstücke und die alte schwarze Bibel unter dem linken, die Stube verlassen, als die Wand mit lautem Gepolter einstürzte und eine helle Feuerlohe sich aus der Scheune in das Zimmer warf.

Draußen hatten sich schon etliche Leute versammelt, die der Flamme schenken gewekt und erschreckt hatte, und kamen immer noch mehr. Aber sie standen da, bleich und rathlos vor dem ungeheuren Feuer und hatten nur Ausrufe der Angst und der Besorgnis.

Endlich jedoch brachte das Gefühl, daß geholfen werden mußte, Bewegung und Fleiß in die Sache. Etliche eilten nach der Sturmglöck und schrien im Laufen: „Feuer, Feuer!“ um noch die übrigen Schlafenden zu wecken. Andere schleppten die Feuerspritze herbei; Andere holten die Feuerhaken, um die Scheune zusammenzureißen; Andere schlugen mit Aexten Löcher in den zugefrorenen Fluß, um Wasser zu schöpfen.

Dann bildeten sich Reihen, die die Feuereimer von dem Fluß nach der Spritze und zurück laufen ließen. Die Mädchen und Frauen schleppten Wasser in Eimern und Zubern.

So war alles schon im vollen Gang, als Andreas, der seine Kinder ein wenig angekleidet hatte, hinzutrat. Eben kam auch sein Kamerad, der Schifferanton, in hastigem Laufe an. „Gott sei Dank, daß du gerettet bist, Andreas. Ist denn nichts mehr von deinen Sachen zu retten!“ rief er noch ganz athemlos.

Die Herumstehenden schüttelten den Kopf. „Da ist nichts mehr zu machen. Das ganze Haus brennt.“

„Aber um Gotteswillen, ihr Leute, wo ist denn meine Frau?“ schrie da auf einmal Andreas in tiefster Herzensangst. „Hat Niemand meine Frau, die Christine, gesehen?“

Alle sahen sich suchend und fragend um. „Hat Niemand die Christine gesehen?“ hieß es durch den ganzen Haufen. Niemand hatte sie gesehen.

„Ach Gott, so ist sie noch im Haus, vielleicht erstickt im Rauch und Qualm, vielleicht schon verbrannt,“ jammerte Andreas.

„Christine, Christine!“ rief er mit seiner mächtigen Stimme, die das Brausen des Sturmes, das Prasseln des Feuers und das Summen der Menge hell durchdrang.

„Christine, Christine!“ Jeder ruhte in seiner Arbeit. Die Feuereimer flogen nicht weiter, die Spritze stand still, die Feuerhaken zogen sich zurück. Alle sahen gespannt nach dem Haus. Aber keine Christine zeigte sich.

„Da, Anton, hast du die Kinder, ich muß nach ihr sehen,“ sagte Kissel.

Schon war er an der Hausthür, um sich in das Feuer hineinzustürzen, da packten ihn die Männer. „Andreas, bist du denn wahnsinnig, willst du dich selbst ums Leben bringen?“

Noch lauter schrie der unglückliche Mann: „Christine, Christine!“ Er rang verzweiflungsvoll die Hände zum Himmel empor.

Da erschien plötzlich die Gerufene bleich und wankend am Fenster. Mit verzweifelter Geberde riß sie es auf. Sie athmete lang und tief die frisch zuströmende Luft ein, dann rief sie: „Allmächtiger Gott! Ihr Leute, helfet! Ich ersticke, ich verbrenne. Die Wand nebenan brennt schon; der Fußboden ist so heiß, daß ich nicht stehen kann.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Krankheiten unserer heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse und ihre Heilung.

Letzter Abschnitt.

Was wir aus den vorhergehenden Abschnitten gelernt haben sollen, und wie wir, was wir gelernt haben, üben sollen. Schluß der ganzen Abhandlung.

Ich habe nun dem geneigten Leser in den bisherigen Abschnitten dieser Abhandlung mancherlei berichtet aus der Gegenwart und aus der Vergangenheit. Das ist aber nicht geschehen, um dem Leser nur etwas zu erzählen. Ich habe gezeigt, welches die Hauptschäden unserer Zeit sind, und wenn wir dieselben ins Auge fassen, so müssen wir mit dem Apostel Paulus sagen: „Es ist böse Zeit.“ Ich habe weiter gezeigt, inwiefern gerade die Zeit, in welcher St. Paulus lebte, auch

besonders böse Zeit war. Ich habe aber auch gezeigt, wie das Christentum für die schrecklichen Schäden jener Zeit das Heilmittel geboten hat, und wie in weiten Kreisen die Heilung auch eingetreten ist. Jenes Heilmittel ist heute noch da, ist auch heute noch ebenso kräftig wie damals, da es in der römischen Heidenwelt seine Wunderwirkung that. Dies Heilmittel ist auch in unsern Händen: es ist das liebe Gotteswort, insonderheit die heilsame Lehre des Evangeliums.

Wenn nun in einer Stadt eine schwere, tödtliche Seuche, etwa die Cholera, wüthete, und es wären in solcher Stadt Leute, die hätten ein Mittel gegen die Seuche, aber sie schlossen es in einen Schrank, reichten es keinem dar, der von der Krankheit ergriffen wäre, gebrauchten es auch selber nicht, sondern ließen alles, Freunde und Nachbarn und Hausgenossen sterben und verderben oder doch in Gefahr des Todes schweben — was sollte man von solchen Leuten halten? Müßte man nicht sagen, sie seien schuld an dem Jammer vieler, dem sie hätten wehren können, und an ihrem eigenen Verderben, wenn die Seuche auch sie niederstreckte? Wenn sie hingegen Liebe beweisen und klug sein wollten, so müßten sie das Heilmittel unter die Leute bringen und selber gebrauchen und ihren Kindern und sonstigen Hausgenossen eingeben, so würden sie ein Segen für viele, ja für die ganze Stadt; oder wenn ihre Mitbürger das Mittel verachteten und mit Füßen träten, so hätten sie wenigstens ihre Pflicht gethan.

Nun, wir Christen leben in einer geschwinden, bösen, gefährlichen Zeit; wir haben aber Gottes Wort, das sich als mächtig wirkendes Mittel gegen eben die Schäden, an denen unsere heutigen Verhältnisse kranken, erwiesen und bewährt hat. Und dies Mittel hat die Verheißung, daß es nie, wo es unter die Leute kommt, ganz vergebens soll ausgebreitet werden; es soll immer solche finden, die durch dasselbe hier und dort glücklich und selig werden, die es zu gottseligen Leuten macht, und die Gottseligkeit hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Was ist deshalb unsere Pflicht; was sind wir unserer Zeit und dem Lande, in welchem wir leben, schuldig?

Zunächst sollen wir selber Gottes Wort fleißig und andächtig gebrauchen. Die Krankheiten unserer Zeit stecken auch in unserm Fleisch und Blut; da ist keiner ausgenommen. Der irdische Sinn, das Trachten nach den Gütern dieser Erde, nach dem glitzernden Staub, dem Gold und Silber, nach den Genüssen, die sich die ungläubige Welt damit zu erkaufen pflegt, so oft und viel sie kann, der hartherzige Eigennutz, der nur auf das Seine sieht und für des Nächsten Noth so wenig Blick hat, Neid und Mißgunst — dies alles und noch mehr hat auch in unsern Herzen seine wenn auch verborgenen Wurzeln. Der Krankheitskeim ist in uns, und wenn die himmlische Arznei sie nicht niederhält, so bricht auch sie mit Macht heraus. Nur wenn wir fleißig Gottes Wort gebrauchen, können wir den Kampf des Geistes gegen das Fleisch und seine Lüfte und Begierden in uns von einem Sieg zum andern führen und züchtig, gerecht und gottselig leben in dieser argen Welt. Wir sollen ein Salz sein in dieser Welt, das die Fäulnis der Völker aufhalten hilft. Wenn aber das Salz dumm, unnützlich wird, wenn wir selber auch der Welt gleich werden, womit soll man salzen? Darum, ihr lieben Christen, wollen wir unserer Zeit, unserem Land und Volk zum Segen gereichen, so laßt uns zunächst selber uns halten zu Gottes Wort, die Predigt nicht versäumen, andächtig zuhören, wenn wir im Hause Gottes versammelt sind, auch daheim in unsern Häusern uns mit der heilsamen Lehre beschäf-

tigen, Bibel und Katechismus und Gesangbuch immer besser kennen lernen, damit unser Glaube nicht abnehme, sondern immer stärker werde und dann auch herausgehe in allerlei Werken der Liebe, der Barmherzigkeit, der Treue in unserm Beruf, der Ehrlichkeit und Rechtsschaffenheit im Umgang mit unsern Mitmenschen, in Nüchternheit und Mäßigkeit und Genügsamkeit, in Ehrerbietung gegen Vorgesetzte und andere, in Friedfertigkeit und Nachbarschaft, in verständigen Reden, sei es der Ermunterung, sei es der Ermahnung und Warnung. Was kann ein einziger Christ, der so seinen Wandel führt, für unermesslichen Segen stiften; wie segensreich muß der Einfluß einer ganzen Gemeinde werden, deren Glieder so von einem Tag zum andern die Jahre ihres Lebens in der Furcht Gottes einhergehen!

Und dann die Jugend! Das Geschlecht, das ohne Gottes Wort und ohne Furcht Gottes emporwächst, trägt ja nicht dazu bei, uns auf bessere Zustände hoffen zu lassen. Aber hat denn die gottlose Welt allein ein junges Geschlecht? Steht es nicht vielmehr so, daß Christenhäuser eher noch einen reicheren Kindersegens aufzuweisen haben, als die Häuser der Ungläubigen? Wohl, laßt uns darauf bedacht sein, daß Gott der Herr sich aus unserer Jugend eine Macht zürichte. Das geschieht aber wieder nur durch Gottes Wort. Darum gilt es, christliche Schulen zu errichten und die Kinder aufzuziehen in der Zucht und Veremahnung zum Herrn. Auch zu dem Ende muß in christlichen Häusern Gottes Wort getrieben werden. Ferner sollen die Kinder treulich angehalten werden, besonders auch die Christenlehre des Sonntags zu besuchen und sich auf dieselbe recht vorzubereiten. Auch sollen die Erwachsenen auf die heranwachsende Jugend ein wachames Auge haben und ihr mit Ernst und Liebe nachgehen. Geschieht dies alles, so kann in wenigen Jahren eine einzige Gemeinde eine stattliche Armee ins Feld stellen, die unmöglich ohne segensreichen Einfluß auf ihre Umgebung bleiben kann.

Aber nicht nur aus ihrer Jugend können die Reihen der Christen wachsen. Ein jeder Christ soll ein Missionar sein und Leute werben, die unter seines Herzogs Fahnen kämpfen und siegen sollen. Da kommen die neuen Einwanderer in Stadt und Gegend. Kümmeren sich die Christen, die zu christlichen Gemeinden gehören, nicht um sie, so thut es die Welt; sie gerathen in allerhand weltliche Gesellschaften und Vereine, Schützvereine, Kriegervereine, Unterstützungsvereine dieser oder jener Art, geheime Gesellschaften, und sind dann in den meisten Fällen für die Kirche verloren, gerathen wohl noch eher unter die Socialisten, als daß sie sich einer christlichen Gemeinde anschließen, wenn es gilt, aus der Loge auszutreten, oder aus der Gemeinde zu bleiben. Darum sollen wir bei der Hand sein und nicht warten, bis es zu spät ist, sollen Mitarbeiter, Nachbarn, Kunden und sonst Leute, die mit uns in Berührung kommen, für die Kirche zu gewinnen suchen. Damit aber auch Raum für sie da sei, sollen die Gemeinden auch für Gotteshäuser sorgen, in denen es heißen kann: „Es ist noch Raum da“, und die einen freundlichen, einladenden Eindruck machen. In den Gottesdiensten sollten die Kirchenvorsteher darauf achten, daß Fremde, welche erschienen sind, nicht lange nach einem Platz suchen müssen, und daß sie ein Gesangbuch in die Hand bekommen, daher denn auch besonders Stadtgemeinden eine Anzahl Gesangbücher als Kirchengut an sich anschaffen sollten, die dann solchen fremden Gästen zum Gebrauch gereicht werden können. Damit solche Gesangbücher nicht mit anderen verwechselt wer-

den, oder der Fremde nicht meine, man habe ihm ein Gesangbuch geschenkt, sollten diese Gesangbücher durch ihren Einband kenntlich, etwa in gelbes Leder gebunden sein und die Aufschrift tragen: „Kirchen-Eigentum der ev.-luth. Gemeinde zu N.“ Sehr zu empfehlen wäre auch in größeren Städten, in denen mehrere Gemeinden bestehen, die Anstellung eines Stadtmissionars, der die Leute, die noch den Gemeinden ferne stehen, aufzusuchen und sich ihrer geistlich anzunehmen, gute Schriften zu vertheilen, überhaupt den Pastoren auf alle mögliche Weise in die Hände zu arbeiten hätte. Dazu kommen dann noch Aufgaben, welche die Bethheiligung einer größeren Anzahl Gemeinden erheischen. Es müssen Lehranstalten erhalten werden zur Ausbildung von Predigern und Lehrern, Anstalten für christliche Jünglinge, die für ihren künftigen Lebensberuf noch mehr Kenntnisse sammeln sollen, als sich in der Gemeindegemeinschaft gewinnen lassen, und die ohne solche Anstalten, in denen wieder Gottes Wort regiert, in Schulen gerathen würden, die auch der ungöttliche Zeitgeist beherrscht. Groß ist der Einfluß, den eine solche Anstalt üben kann, wenn in ihr junge Männer etwas Tüchtiges lernen, die später als christliche Kaufleute, Geschäftsführer, Ärzte, Baumeister, bürgerliche Beamte und sonst in einflußreichen Stellungen in dem Geiste arbeiten, der in einer solchen Schule gepflegt und gekräftigt worden ist, und wenn aus ihr Schaaren solcher Männer hervorgehen, die Großen und Kleinen das Wort des Lebens verkündigen können und verkündigen wollen. Es müssen ferner Leute ausgesandt werden, die den Christen in der Zerstreuung, in neubefiedelten Gegenden, nachgehen, sie aufsuchen und sammeln und der heiligen Gemeinde derer erhalten, deren Glaube der Sieg ist, der die Welt überwunden hat.

Und schließlich sei noch auf ein Gebiet aufmerksam gemacht, auf welchem der Zeitgeist seine Thätigkeit mit Macht entfaltet und einen weit und tiefgehenden Einfluß übt; das ist die Presse, besonders das Zeitungswesen. Der Einfluß einer Zeitung ist ein überaus großer. Ein Buch erscheint einmal und wird meistens einmal gelesen. Die Zeitung erscheint immer wieder, und ihr Einfluß ist wie der des Wassertropfens, der immer wieder und immer wieder auf dieselbe Stelle fällt. Da heißt es: „Steter Tropfen höhlt den Stein.“ Bei einem gewissen Volk in Asien soll eine Weise, schwere Verbrecher zu bestrafen, darin bestehen, daß man ihnen eine Stelle des Kopfes rasirt und sie dann unter ein hochstehendes Gefäß mit Wasser stellt, aus welchem man in kurzen Zwischenräumen Tropfen um Tropfen auf die kahle Stelle fallen läßt, und die Wirkung dieser Wassertropfen soll so entsetzlich sein, daß der arme Mensch, der ihnen ausgesetzt ist, in kurzer Zeit vor Schmerzen wahnsinnig wird. Würde man dasselbe Wasser ihm auf einmal über den Kopf gießen, so würde an eine solche Wirkung nicht zu denken sein. So ist es mit der Wirkung einer Zeitschrift, sei sie nun zum Guten oder zum Bösen. Und leider ist der Einfluß der meisten Zeitungen nicht ein segensreicher, sondern, da die meisten Zeitungsschreiber ungläubige, christusfeindliche Leute sind, so dienen sie auch mit ihren Blättern dem Unglauben und liegen im Kampf gegen Christus und sein Reich. Sollen nun wir Christen uns auch diesem verderblichen Einfluß aussetzen? Sollen wir unsere Kinder der Gefahr überlassen, mit dieser Waffe des Satans langsam abgemürgt zu werden? Darum hinweg mit diesen Blättern aus christlichen Häusern, und dafür Blätter her, deren Schreiber auch in ihrem Beruf sich beugen unter Gottes Wort und dasselbe ein

licht auf ihrem Wege sein lassen, seien es nun kirchliche Blätter, wie unser „Gemeindeblatt“, seien es Blätter, die berichten, was auf Erden im Leben der Völker vorgeht und wie wunderbar Gott die Welt regiert mit Güte und mit Ernst.

Sieh, lieber Leser, so können wir Christen auf mancherlei Weise dahin wirken, daß Gottes Wort in dieser letzten Zeit als Arznei gegen die Sünde seine Kraft bewirke. Leider gilt aber auch hier das Wort unseres Heilandes: „Die Kinder dieser Welt sind klüger als die Kinder des Lichts in ihrem Geschlecht.“ Und wie der Herr den ungerechten Haushalter als einen Mann vorstellt, von dem wir freilich nicht in seiner Ungerechtigkeit, aber in seiner Klugheit etwas lernen können, so will ich hier zum Schluß gerade an den Socialisten zeigen, wie die Kinder der Finsternis auch heute einen Eifer und ein Geschick in der Verfolgung ihrer bösen Zwecke an den Tag legen, der uns Christen daran erinnern kann, daß wir unsersseits auch nicht die Hände in den Schooß legen sollen. Auf dem deutschen Socialisten-Congreß zu Gotha im Jahre 1876 konnte berichtet werden, daß die Partei über 8 ständige und 14 fliegende Agitatoren (also socialistische Reiseprediger), 77 Redner und 46 Parteibeamte (Redakteure, Expedienten u. s. w.), d. h. im ganzen 145 wohlgeschulte, ganz oder theilweise von der Partei besoldete Redner und daneben über 23 politische Zeitschriften mit etwa 100,000 Abonnenten verfüge, daß außerdem Hunderttausende von kleineren Schriften, darunter der Parteialender in 40,000 Exemplaren, abgesetzt seien. Nach dem Bericht des folgenden Jahres war die Zahl der Parteiblätter schon auf 41 und die Abonnentenzahl auf 150,000 gestiegen. In dem Manifest, das die deutschen Socialisten nach Schluß des Weyener Congresses erließen, hieß es: „Die deutsche Socialdemokratie hält es für die unumgängliche Vorbedingung einer siegreichen Revolution und deshalb für die erste Pflicht jedes echten Revolutionärs, durch Ausbreitung unserer Grundsätze im Volk und immer weitergreifende Heranziehung desselben in unsere Bewegung — die kommende welterschütternde Umwälzung — mit allen Kräften vorzubereiten.“ Da sehen wir, jene Leute sind geschäftig; sollten wir feiern? Nein; laßt uns wirken und Fleiß anwenden in Gottes Namen und in Gottes Kraft; und Gottes Segen wird mit uns sein. G.

Der Uhrmacher von Surabaya.

Für das „Gemeinde-Blatt“ bearbeitet von Ph. K.

Surabaya auf der Insel Java war schon im Anfang dieses Jahrhunderts eine schöne und große Handelsstadt, in welcher allerlei Volk, das Gott nicht fürchtete und nicht recht that, beisammen wohnte. Da waren heidnische Chinesen, mohamedanische Araber und Javanen und holländische Kaufleute und Beamte, welche dem Namen nach Christen waren, aber nicht dem Gott ihrer Väter, sondern dem Allerweltsgötzen, Mammon, dienten. Der Uhrmacher von Surabaya aber war einer von unseren Leuten, denn er war ein Deutscher, ein herzensfrommer Christ und überdies ein entschiedener und thätiger Freund der Mission. Wie nun dieser Mann nach Surabaya auf der Insel Java gekommen ist und wie er dort ein Uhrmacher, ein frommer Christ und ein Freund der Mission geworden ist, das ist eine merkwürdige Geschichte, die ich jetzt den Lesern

des Gemeinde-Blattes zum Nutz und Frommen erzählen will. Muß ich nun das Lesen dieser Geschichte noch besonders empfehlen, so geschehe es mit der Versicherung, daß auch diese Geschichte eine Bestätigung der himmlischen Wahrheit ist, daß der Herr unser Gott seine Heiligen und die, welche er dazu machen und bei der Ausbreitung seines Reiches brauchen will, wunderbarlich führet.

Der Uhrmacher von Surabaya war der Sohn eines Müllers, Namens Emde, und wurde im Jahre 1774 in dem kleinen deutschen Fürstentum Waldeck, nicht weit von der Stadt Krosen, geboren. Aus seiner Jugendzeit ist nur zu berichten, daß seines Vaters Haus zwar mit vielen Kindern, nicht aber mit vielen zeitlichen Gütern gesegnet war, daß er daher das Entbehren und Sichgenügenlassen früh schon hat lernen müssen, daß er in der Schule sehr streng gehalten wurde, daß er nach seiner Schulzeit das Handwerk seines Vaters lernen mußte und daß er sodann sein Bündel geschnürt hat und als Müllerbursche in die Fremde gegangen ist. Auf seiner Wanderschaft kam er auch nach Holland; doch nicht um dort Arbeit zu suchen, denn die holländischen Windmühlen waren nicht nach seinem Geschmack, sondern um einen seiner Brüder zu suchen, von dem er erfahren hatte, daß er sich, um nicht in die Hände der Werber zu fallen, aus dem Staube gemacht hatte. Da aber sein Suchen vergeblich war und er keine Lust hatte, in Holland sein Handwerk zu treiben, so gedachte er wieder heim zu ziehen. Es kam jedoch ganz anders, denn er hat die Mühle seines Vaters, die Berge und Thäler seiner Heimat und seine Angehörigen nicht wieder zu sehen bekommen und mit dem Mahlen und Mühlenbauern wars bei ihm zu Ende. Während er in Holland seinen Bruder suchte, wurde er selber gesucht und zwar von dem, der da spricht: „Des Menschen Sohn ist gekommen zu suchen und selig zu machen, das verloren ist“, denn er gehörte damals noch zu den Schafen, die in der Irre gehen und auf ihren Weg sehen. Der liebevolle Heiland der Sünder suchte ihn, um ihn zu seiner Heerde zu sammeln und selig zu machen, damit er ihm einst danken könnte unter den Heiden und seinem Namen lobsingen.

Noch hatte Emde seinen Entschluß, in seines Vaters Mühle zurück zu kehren, nicht zur Ausführung gebracht, da kam er eines Tages mit holländischen Matrosen zusammen, die ihm mancherlei erzählten von den fremden Ländern, welche sie gesehen hatten. Unter vielem Anderen erzählten sie ihm auch dies, daß sie in einem Lande gewesen wären, in welchem Zucker und Kaffee wachse und wo es keinen Winter gäbe, denn der Sommer höre da nicht auf. Das Erste glaubte er, aber das Andere, daß es irgendwo auf Gottes Erdboden keiner Winter gäbe, das glaubte er bezweifeln zu müssen, weil es ihm mit dem Spruch 1. Mose 8, 22., den er bei seinem alten Schulmeister gelernt und noch im Gedächtnis hatte, in Widerspruch zu stehen schien. Er mochte in Holland fragen, wo und wen er wollte, er hörte überall: es sei wirklich so, wie er von den Matrosen gehört hätte. Das machte ihm viel Unruhe und erweckte zugleich das Verlangen in ihm, sich selbst davon überzeugen zu können, ob nicht auch vom Kaffee-lande das Wort gemeint sei 1. Mose 8, 22.: „So lange die Erde stehet, soll nicht aufhören Same und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.“ So nahm er denn für 10 Monate 90 Gulden Handgeld als Matrose auf einem holländischen Rauffahrteischiff, das nach Batavia fahren wollte, und es dünkte ihm das kein schlechter Handel zu sein, wenn er daran dachte, daß er nach Jahresfrist mit einem

schönen Sämmchen Geld in der Tasche wieder nach Hause wandern und den Seinen erzählen könne, was er in einem fremden Lande gesehen, gehört und erlebt habe. So wurde aus dem waldeck'schen Müllerburschen zunächst ein Matrose. Die schwere und gefährliche Arbeit, welche er auf dem Schiffe thun mußte, ist ihm gewiß wohl sauer geworden. Das Leben unter dem rohen und ruchlosen Schiffsvolk wollte ihm ohne Zweifel nicht behagen; denn das Fluchen, Schwören und Lästern, das er nun täglich hören mußte, war nicht nach seinem Sinn. O ich armer Thor, wird er nicht selten zu sich gesagt haben, hätte ich doch diesen unglückseligen Schritt nicht gethan! Und doch kam er auf diesem Wege dem Ziele, welches Gott ihm vorgestekt und von dem er selbst damals keine Ahnung hatte, viel näher, und war dies Gottes wunderliche, aber auch gnädige Fügung und Führung. Für unsern Waldecker war das Schiff eine Mühle, in welcher er selbst gemahlen wurde. Der allmächtige Gott kann ja einem Menschen auch eine Fahrt auf dem Meere zu einer Mühle machen und dergestalt segnen, daß er als ein anderer Mensch das Schiff verläßt. Man pflegt mit allem Recht zu sagen: „Gottes Mühlen mahlen langsam, aber gründlich klein.“ Klein, recht klein muß ein sündiger Mensch auch werden, sein stolzes, verhärtetes und selbstkluges Herz muß ganz zer schlagen und tief gedemüthigt werden, wenn Etwas aus ihm werden soll zum Lobe der herrlichen Gnade Gottes. Daß aber der Herr unser Gott unseren Waldecker zu diesem Zweck und Ziel so geführt hat, das hat sich später deutlich herausgestellt, das hat er selbst später auch erkannt und zum Preise seines Gottes bekannt.

Nach einer langen und gefährlichen Fahrt kam er mit seinem Schiffe in Batavia an. Dort, auf der Insel Java, fand er bestätigt, was ihm die Matrosen in Holland von diesem Lande gesagt hatten. Es hat ihm aber dort nicht gefallen, und er wäre für sein Leben gern wieder umgekehrt, denn jetzt erst fühlte er, daß ihm seine deutsche Heimat, wo man neben dem schönen Sommer doch auch einen rechtschaffenen Winter mit Schnee und Eis hat, viel lieber war, als irgend ein anderes Land der Erde. Was half ihm aber all sein heißes Wünschen und Sehnen? Er mußte bleiben, denn Gott der Herr hatte ihn in seiner Mühle und er war noch lange nicht klein und fein genug; es mußte noch besser kommen. Solche handfeste Burschen, wie er einer war, konnte man damals auf der Insel Java, wie auf allen fremdländischen Besitzungen der Holländer, sehr gut brauchen. Die Holländer trieben ja damals schon Colonial-Politik und zwar auch mit Feuer und Granaten speienden Kriegsschiffen. Auf ihren Kriegsschiffen aber, die sich in den indischen Gewässern mit wilden Seeräubern herum schlugen und dieselben im Zaum halten mußten, brauchten sie viele Leute. Wenn ihre Werber und Agenten solche Leute, die sie brauchen konnten, fanden, dann wurde nicht gefragt: „Wollt ihr?“ sondern sie wurden gepreßt oder gezwungen. In dieser Weise und also wider seinen Willen kam auch unser Waldecker auf ein holländisches Kriegsschiff und mußte sechs Jahre lang harte und gefährliche Kriegsdienste thun, mit wilden heidnischen Seeräubern, die er viel lieber nie gesehen hätte, Bekanntschaft machen und es täglich mit ansehen, wie seine Kameraden ein sehr müßiges und ruchloses Leben führten und ungeachtet so mancher Noth, in welche sie kamen, und der großen Gefahr, in welcher sie fortwährend schwebten, nicht in sich schlügen und umkehrten, sondern es immer ärger machten. Man muß sich wundern, daß keine der vielen Kugeln, die aus den Flinten der Seeräuber auf ihn ab-

geschossen wurden ihn getroffen hat. Noch viel mehr muß man sich darüber wundern, daß er in so langer Zeit unter dem ruchlosen Schiffsvolk nicht auch ein ruchloser Lästler und Spötter geworden ist. Aber die Hand des Herrn war über ihm, sie war sein Schirm und Schild in allen Gefahren des Leibes und der Seele. Weil er nicht so treiben wollte wie die Andern, so war Spott und Hohn sein täglich Brot; denn das befremdet und empört die ruchlosen Menschen, daß man nicht mit ihnen läuft in dasselbe müßige, unordentliche Wesen und mit ihnen lästert. Weil sie ihn öfter beten sahen, so nannten sie ihn einen Betbruder, obwohl es damals mit seinem Beten noch nicht weit her war, denn es war nur ein äußerlich Werk und der Geist der Gnade und des Gebets war noch nicht dabei. Er hatte aber in der Schule gelernt, daß man in der Noth Gott anrufen müsse. So wollte er denn auch machen, und dabei blieb er seinen spottenden Kameraden zum Trost. Wenn sie mit den Heiden Schlechtigkeiten trieben, dann ver suchte er sich im Missioniren und suchte den armen Heiden, die ihm in den Weg kamen, beizubringen, daß es mit ihren stummen Götzen nichts sei, daß es aber einen lebendigen Gott gebe und daß man den anbeten müsse. Mancher Bibelspruch, der ihm in der Schule eingeprägt, vielleicht auch eingebläut worden war, ist ihm auf dem Kriegsschiffe wider eingefallen und wie die aufgehende Sonne in seinem Herzen aufgedämmert. Wenn er später auf diese schwere, auf dem Kriegsschiffe verlebte Zeit zu sprechen kam, dann pflegte er zu sagen: „Sie haben mich damals aus der Welt hinaus und ins Himmelreich hinein geschimpft und gelästert.“ Aber, wie schon gesagt, die Hand des Herrn war über ihm. Die kann auch den Teufel und seine Knechte so brauchen, daß sie einen armen Sünder seinem wahren Heile näher bringen müssen. Was der Herr sich vorgenommen und was er haben will, das muß doch endlich kommen zu seinem Zweck und Ziel.

Weil eben der Herr mit unserem Waldecker nun zum Ziel eilte, so fügte er so, daß derselbe das Kriegsschiff verlassen durfte. Er wurde wegen Kränklichkeit entlassen. Das Schiff lag vor der Stadt Surabaya, als dies geschah. Dort ließ er sich nun häuslich nieder und war also endlich da, wo er nach Gottes Rath und Willen sein sollte. Was er aber sein sollte, das war er damals noch nicht. Nicht einmal ein Uhrmacher war er damals, geschweige denn ein rechter Christ und ein Freund der Mission. Dies Alles sollte er in Surabaya erst werden. Zuerst schien es zwar, als sollte auch in Surabaya nichts daraus werden. Die Uhrmacherkunst erlernte er freilich bald von einem Landsmann, der auf dem Kriegsschiffe sein Kamerad, aber nicht sein Freund gewesen war. Er mußte doch Etwas treiben, damit er sein eigen Brot essen könne und nicht anderen Menschen zur Last fallen müsse. Er verheiratete sich auch und zwar mit der Tochter eines früheren heidnischen Fürsten, die auch selbst damals noch heidnisch gesinnt war. Das sah nicht darnach aus, als wäre er damals auf dem Wege gewesen, ein frommer Christ und ein Freund der Mission zu werden. Wie hätte er das in Surabaya auch werden können? möchte man sagen. In dieser großen Stadt gab es viele Teufelsapellen, Göztempel, Moscheen und prächtige Häuser, in denen man vor dem Manum sich beugte, oder der Fleischeslust diente, aber nirgends fand man ein christliches Gotteshaus. Selbst die holländischen Kaufleute und Beamten, die doch dem Namen nach Christen waren und auch sein wollten, hatten kein Verlangen nach dem Brot des Lebens und hielten es darum auch nicht der Mühe werth, sich einen christlichen Pre-

diger zu berufen. Surabaya war in der That eine Schule des Satans und eine Stadt, die ganz und gar abgöttisch war. Da hätte wohl ein frommer Christ wiederum heidnisch und gottlos werden können, aber wie sollte da Jemand ein Christ werden, der es noch nicht war. Und dennoch ist der Müller Emde aus dem Fürstentum Waldeck in Surabaya nicht nur ein leidlich geschickter Uhrmacher, sondern auch ein herzensorfrommer Christ und ein thätiger Freund der Mission geworden. Und dennoch ist das Haus des Uhrmachers von Surabaya eine Hütte Gottes bei den Menschen und für viele Missionare, die auf ihrem Wege in die Heidenwelt durch Surabaya kamen, eine gastliche Herberge geworden.

(Schluß folgt.)

Ein kostbares Kopfsissen.

Es war im Jahre 1823, als der berühmte Missionar Dr. Judson mit der Uebersetzung des Neuen Testaments ins Birmanische fertig wurde. Das Manuscript dieser Uebersetzung aber hatte ein seltsames Schicksal. Er und seine Frau reisten damals nach Ava, in die Hauptstadt, um dort zu missioniren. Da brach ein Krieg aus zwischen den Engländern und dem König von Birma. Alle Fremden wurden mit Mißtrauen angesehen, ja Dr. Judson, ob schon Amerikaner, wurde gefangen genommen und gar grausam behandelt. Durch Geldzahlungen gelang es jedoch, nach einigen Tagen ihn und andere Gefangene aus der Gesellschaft der zum Tode Verurtheilten zu erlösen, worauf sie in einer offenen Hütte im Gefängnißhose untergebracht wurden. Da lagen sie mit Ketten gefesselt. Sobald ihr Mann gefangen genommen worden war, hatte Frau Judson heimlich jenes werthvolle Manuscript in die Erde vergraben, um es vor den Händen der Häscher zu bewahren. Als nun Frau Judson ihren Mann im Gefängniß besuchen durfte, war eine seiner ersten Fragen die, was aus der Uebersetzung des Neuen Testaments geworden sei, die ihm so viel Zeit und Mühe gekostet hatte. Die Regenzeit war angebrochen und im nassen Boden hätte das Papier jedenfalls bald zu Grunde gehen müssen; so ersann sie einen neuen Plan, es zu retten. Die gute Frau nähte es mit etwas Baumwolle und Flechtwerk in ein einfaches, hartes Kopfsissen, wovon sich hoffen ließ, daß niemand es dem armen Gefangenen rauben würde.

Nach sieben Monaten wurden die Gefangenen ganz plötzlich wieder ins Innere des Gefängnisses gebracht und mit noch schwereren Fesseln beladen. Die wenigen armseligen Kissen und Matragen, die sie gehabt, wurden ihnen weggenommen, darunter auch Dr. Judsons Kopfsissen. In der ersten Nacht, da den Gefangenen baldige Enthauptung drohte, dachte der Missionar viel an sein birmanisches Testament, wo es wohl geblieben sei, ob es vielleicht später einmal als Schatz in dem Kissen entdeckt werden und aus Nicht kommen würde? Da, plötzlich, wurde eben dieses Kissen ins Gefängniß hereingeworfen — der Gefängnißwärter hatte es sich angeeignet, es aber so hart gefunden, daß er es im Aerger dem Gefangenen fast an den Kopf warf.

Doch es kam der Tag, da die Gefangenen beinahe aller Kleider beraubt und zwei und zwei an einander gefesselt in der Sonnengluth einige Meilen weiter getrieben wurden, um barfuß über harten Kies und glühenden Sand einer neuen Gefangenschaft entgegen zu wandern. Die wüthenden Birmaner nahmen ihnen

alles, was sie fanden. Einer fand das harte Rissen, warf es aber als ganz werthlos bald wieder weg. Ein Eingeborener aber, der durch Judson bekehrt worden war, hob das Ding auf und bewahrte es sorgfältig als Andenken an seinen geliebten Lehrer, ohne nur von ferne zu ahnen, was für ein Schatz darin eingenäht war. Als dann endlich nach langen, bangen Monaten der Krieg vorüber war und Dr. Judson wieder frei an seine Arbeit gehen durfte, fand sich das Neue Testament unverlegt und wohlverwahrt. Es wurde später gedruckt und seither haben die Birmaner in ihrer eigenen Sprache lesen können von den großen Thaten unseres Gottes.

(Lutheraner.)

Der „Heiland“ in der Eskimo-Sprache.

Als die ersten Missionare der Brüdergemeinde unter den Eskimos in Grönland damit beschäftigt waren, die Bibel in die Sprache jenes Volkes zu übersetzen, suchten sie lange vergebens nach einem Wort, durch welches sich das Wort „Heiland“ treffend wiedergeben ließe. Die armen Eskimo-Heiden kannten ja den Heiland nicht, und in ihrer Sprache war derselbe noch nicht genannt worden. Die Missionare aber waren mit der Sprache nicht in dem Maße vertraut, daß sie das rechte Wort selber zu wählen imstande gewesen wären. Eines Tages aber erzählten ihnen einige Eskimo-Männer, wie sie in einem furchtbaren Sturm in großer Todesgefahr geschwebt hätten und aus derselben gerettet worden seien. „Und wie ist es denn zugegangen, daß ihr gerettet worden seid?“ fragten die Missionare. „Ach,“ war die Antwort, „ein treuer Freund kam uns mit eigener Lebensgefahr in seinem Kajak *) zu Hilfe.“ „Und wie,“ fragten die Missionare weiter, „würdet ihr nun den Freund nennen, der euch errettet hat?“ Die Antwort brachte ihnen das lange gesuchte Wort zur Bezeichnung des treuen, liebevollen, barmherzigen Freundes, der ein Heiland ist aller Menschen, insonderheit aber seiner Gläubigen, und mit diesem Wort nennt man seitdem den lieben Heiland in der Eskimo-Sprache.

Kürzere Nachrichten.

— Ueber die lutherische Judenmission in New York berichtet der „Zeuge der Wahrheit“ neuerdings folgendes.

Unsere Mission unter den Juden trägt unter Gottes gnädigem Segen liebliche Früchte. Am Palmsonntag konnten wieder zwei theure Seelen aus dem Volke Israel durch die heil. Taufe der christlichen Kirche auch äußerlich einverleibt werden, denn innerlich, durch den Glauben an Jesum Christum, waren sie es schon längst. Ihre Namen sind: Paulus Salomon Speiber aus Rumänien und Theodor Herm. Großmann aus Mähren. Sie waren lange auf die Probe gestellt. Denn wir wollen nicht das Geschlecht derer vermehren, die aus unlauteeren Gründen die heil. Taufe begehren, und dann Christo und seinem Wort zu Unehren leben. Wir möchten vielmehr diesen unsterblichen Seelen Wegführer zu ihrem Messias werden. Und nur dann, wenn wir davon überzeugt sind, daß sie den in Glau-

ben gefunden, welchen ihre Väter verworfen haben, und durch einen christlichen Katechismusunterricht in den Lehren unserer Kirche gegründet sind, gewähren wir ihnen auch die heilige Taufe. So wurde es auch mit diesen Beiden gehalten. Durch unfres eifrigen Missionars Landmanns Dienst hatten sie Jesum gefunden, Schreiber dieses unterrichtete sie nach Luthers Katechismus am Palmsonntag im Abendgottesdienst erzielten sie, wie gesagt, die heil. Taufe. Die geräumige St. Matthäuskirche konnte fast die 1. Christen nicht alle fassen, die sich doch wohl hauptsächlich aus christlicher Freude und Theilnahme eingefunden hatten, um der seligen Feier beizumohnen. Herr Pastor Feth hielt eine sehr entsprechende Predigt über Apostelg. 10, 43: Von diesem zeugen alle Propheten, daß durch seinen Namen alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen sollen. Der Ortspastor vollzog die heil. Taufe. Möge denn der treue dreieinige Gott diese beiden geretteten Seelen in seinen allmächtigen Schutz nehmen und ihren ferneren Gang ebnen. Er behüte sie vor allen Abwegen und stärke sie in dem Glauben, den sie fröhlich bekant haben.

Nach und nach werden doch auch die Christen unserer Synode und der ganzen Synodalconferenz das herrliche Wort an den Juden in ihre Liebe einschließen, dasselbe mit ihren Gaben und Gebeten unterstützen und die neugewonnenen Brüder in treuer Liebe aufnehmen. Diese drei Dinge sind zur erfolgreichen Arbeit nöthig. Der Heil. Geist wolle sie reichlich in uns wecken um Jesu Christi willen, der dem Fleische nach auch ein Sohn Abrahams war.

— Für Alaska hat seiner Zeit der Congreß ein Gesetz gemacht, nach welchem in das besagte Gebiet kein Wein eingeführt werden darf außer zu medicinischen und wissenschaftlichen Zwecken. Auf dieses Gesetz hin haben nun die dortigen Zollbeamten den Wein, den Glieder der russischen Kirche für die Abendmahlsfeier bestellt hatten, zurückgewiesen. Darauf machte der russische Minister in Washington Vorstellungen bei der Regierung und die Sache wurde dem General-Anwalt zur Begutachtung vorgelegt. Dieser hat nun entschieden, die Ausdehnung jenes Gesetzes auf Abendmahlswein würde gegen die Constitution der Vereinigten Staaten verstoßen, die ja allen kirchlichen Gemeinschaften freie Religionsübung gewährleistet, und der Schatzamtssecretär, dem das Zollwesen unterstellt ist, hat diesen Bescheid angenommen und dem entsprechend seine Weisungen an die Beamten ergehen lassen.

— Aus Marocco in Nordafrika kommen Nachrichten von einem gedeihlichen Fortgang der Ausbreitung des Evangeliums. Wie jämmerlich das Elend auch äußerlich ist, in welchem das arme Heidenvolk dort seine Tage zubringt, zeigt wieder folgender Fall, der von Augenzeugen berichtet wird. Etliche Missionare sahen eine arme junge Negerin, die auf Händen und Knien umhertroch, und als sie näher hinzutrat, bemerkten sie, daß das Weib keine Füße hatte. Aus dem schwarzen Fleisch der verstümmelten Gliedmaßen ragten noch die weißen Knochenenden hervor. Und wie war sie zum Krüppel geworden? Ihr Mann hatte sie gezwungen, Maurermörtel zu treten, wozu man ungelöschten Kalk verwendete, und dieser hatte ihr die Beine fast bis an die Kniee zerfressen. Anstatt aber sich der so übel zugerichteten Frau anzunehmen, hatte man sie auf die Straße gestoßen, um sie zu sterben zu lassen. Doch hatten sich einige mitleidige Christen über sie erbarmt und ihr einen Arzt verschafft, der ihr die Beine amputirte und die Wunden heilte.

Büchertisch.

Concordanz zum Kirchen-Gesangbuch für ev.-luth. Gemeinden ungetänderter Augsburgischer Confession. St. Louis, Mo. Lutherischer Concordia-Verlag. 1885.

294 Seiten, Halbfr.-Band; Preis \$1.

Das wichtigste und werthvollste Hilfsmittel des Schriftforschers und Schriftauslegers ist eine Concordanz, und eine gute Concordanz zum griechischen Neuen Testament und eine solche zu unserer deutschen Bibel sollte in eines jeden Pastors Studirzimmer sein. So hat man denn schon im Mittelalter angefangen, Concordanzen über die Heilige Schrift herzustellen. Ist nun auch eine Concordanz zu einem guten Gesangbuch nicht in solchem Maße ein Bedürfnis, wie eine Bibelconcordanz, so ist doch der Nutzen, den ein Buch wie das vorliegende gewährt, nicht gering anzuschlagen. Die geschickte Verwendung der Kirchenlieder in Predigten und Katechesen hat ihren großen Werth, und ein Buch, welches dieselbe erleichtert, sollte Predigern und Lehrern hochwillkommen sein. Die Brauchbarkeit dieser Concordanz wird dadurch noch erhöht, daß außer der den ersten und umfangreichsten Theil des Buches bildenden Wort-Concordanz auch eine Sach-Concordanz geboten wird, die sich erstens an die Hauptstücke des Katechismus, zum andern an die epistolischen und evangelischen Perikopen des Kirchenjahrs und endlich an eine große Anzahl wichtiger Bibelstellen Alten und Neuen Testaments anlehnt.

Daß ein solches Buch nur dann den nöthigen Markt finden konnte, wenn ihm ein Gesangbuch zu Grunde gelegt wurde, das wie das St. Louiser in sehr vieler Hände ist, wird jeder leicht verstehen. G.

Schulweih.

Am Sonntag Rogate wurde das Gebäude der neueröffneten Zweigschule der hiesigen St. Johannes-Gemeinde an 30. und Fowler-Str. feierlich eingeweiht, wobei Herr Präses Bading, der Pastor der Gemeinde, das Weihegebet sprach und Herr P. Fäkel die Predigt hielt über Joh. 21, 15. Der unter Leitung des Herrn Lehrers Behrens stehende gemischte Chor der Gemeinde trug zur Verschönerung der Feier zwei Chorgesänge vor.

Das neue Schulgebäude ist zweistöckig und mit einem Thürmchen geziert, in welchem die Schulglocke hängt. Zunächst ist nur im Raum des unteren Stockwerks eine Klasse eingerichtet worden, der Herr Lehrer Ritschke vorsteht. Später soll auch der obere Stock in Gebrauch genommen werden, und es steht zu hoffen, daß sich in nicht fernher Zeit eine neue lutherische Gemeinde um das Schulhaus sammeln und für den Anfang ihre Gottesdienste in demselben halten wird.

Synodal-Anzeige.

Die ev.-luth. Synode von Minnesota u. ä. St. versammelt sich, s. G. w., vom 1. bis 7. Juni in der Gemeinde des Herrn Präses J. C. Albrecht zu New-Ulm. Rechtzeitige Anmeldung wird gewünscht.

Gegenstand der Lehrverhandlungen: Die Lehre von den Gnadenmitteln. Herr Prof. A. Gräbner von Milwaukee: Referent.

*) Grönländisches Fischerboot.

Diejenigen der Herren Pastoren und Delegationen, die auf der Reise zu genannter Synodalversammlung werden vollen Preis zu zahlen haben, werden für $\frac{1}{2}$ des Fahrpreises zurück reisen können.

E. Gutknecht, Secr.

Synodal-Versammlung.

Am 18. Juni, Donnerstag nach dem 2. Sonntag nach Trinitatis, werden die Sitzungen der ehrw. Synode von Wisconsin u. a. St. ihren Anfang nehmen, und zwar in der Gemeinde des Herrn Pastor Brockmann zu Watertown, Wis. Die Sitzungen werden Vormittags 10 Uhr mit einem Gottesdienst eröffnet werden.

E. J. Käfel, Sekretär.

* *

Alle Pastoren, Lehrer und Delegationen, die Quartier zu haben wünschen, sind gebeten, sich gütigst bei Unterzeichnetem spätestens bis zum 1. Juni zu melden. Wer sich bis dahin nicht meldet, verzichtet auf Quartier.

Watertown, Wis., 23. April 1885.

J. H. Brockmann.

Einführungen.

Am Sonntag Jubilate wurde Herr Pastor H. M. Kreuter im Auftrag des hochw. Herrn Präses J. Albrecht in die Parochie bei Montrose und Delano von dem Unterzeichneten eingeführt.

M. Firmenstein.

Seine Adresse ist:

Rev. H. M. Kreuter,
Montrose, Wright Co., Minn.

Nachdem Herr Pastor D. Wüst einen ordentlichen Beruf von der ev.-luth. St. Johannes-Gemeinde in Woodland, Dodge Co., Wis., erhalten und angenommen hat, wurde derselbe im Auftrag des hochw. Präses am Sonntag Cantate von dem Unterzeichneten feierlich in sein Amt eingeführt.

Der Herr segne Hirt und Heerde.

Tr. Gensicke.

Die Adresse des lieben Bruders ist:

Woodland, Dodge Co., Wis.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrg. XX: PP Streißguth 2.10, Hilpert (und Böts) 2.10, Löber sen. 1.05, Sprengler 1.05, Stärken 1.10.

Jahrg. XIX, XX: G Denninger 20.40, 14.60.

Jahrg. XVIII: G Mühlhäuser 3.

E. J. Käfel.

Für den Kirchbau in Bandyne: Durch P Strube \$10.

Dank dem lieben Bruder für seine Liebe.

E. Häse.

Für das College in Watertown: P R Pieper, Ostercoll. \$30.10; P Käfel, von Frau Henke \$1, und von Frau Merker \$1.

E. J. Käfel.

Für das Seminar: P Boff, von Peshigo \$6.78; P Wüst, von Bay City \$16; P Sprengling,

Ostercoll. \$5.40; P E Hoyer, do. in West Bend \$9.90, in Newburg \$7.10, von Frau M. N. \$1.

Für Schuldentilgung: P Boff (Quittung leider viel verspätet), von W Purth (1. Zahl.) \$5; W Figlaff \$10; E Kopischke 50 Cts.; M Müller 50 Cts.; Frau D Bartels (2. Zahl.) \$2.

R. Adelberg.

Quittung über eingezahlte Gelder an den Unterzeichneten als Schatzmeister der Synode von Minnesota vom 1. Januar 1885 bis zum 5. Mai 1885.

Die Herren Pastoren: Ph Bechtel, für Synodalkasse \$3.60, \$3.20. Börneke, Synodalberichte \$3.60. Firmenstein, do. \$7.20. Duehl, für Waisenhaus in Addison \$1; Taubstummenanstalt Norris \$1; Synodalberichte \$3.75; Reisepredigt \$3.15. Bender, für Synodalberichte \$5, und für Negermission \$5. J. E. Albrecht, für Synodalberichte \$4.61, 20 Cts. J. Wendt, Coll. Gem. Inver Grove \$8.31, \$6.07; Gem. Eagan Town \$7.68, \$3.41; Haushaltkasse \$8.31, \$3.41; von E Rechenberg für Reisepredigt \$1.25. W F Dreher, für Synodalberichte \$9; innere Mission \$9.21; Taubstummenanstalt Norris, Coll. der Christenlehr-Schüler New Prague \$1.50; Dankopfer fürs Reich Gottes von Frau M. N. \$2; für Judenmission \$3; Negermission 6.77 von seiner Gemeinde für innere Mission \$5.05 gesammelt auf der Hochzeit des Herrn W Gosewich; für Synodalberichte \$1.80. J Frey, Synodalkasse \$4.50, \$5.25; Anstaltskasse \$9.25. W Scheitel, Synodalberichte \$2.10. J Seisert, für innere Mission von der St. Johannes-Gem. \$4.75; Reisepredigt, von der St. Matthäus-Gem. \$2.15. E Emmel, Synodalberichte \$2.25. W Firmenstein, für Emigrantenmission von Gem. Chalopee \$4. R F Schulze, Synodalberichte 40 Cts. G Albrecht, do. \$1. J Junker, do. \$1.50. H Dagesförde, Palmsonntagcoll. seiner Gemeinde für Seminarhaushalt \$6.50. J Spindler, Confirmationscoll. für Anstaltskasse \$6. J J Hunziker, Ostercoll. für do. \$3. J Seisert, von J Kempf für Reisepredigt \$2. E J Albrecht, St. Johannesgem. St. Paul für Synodalkasse \$12.80; Gemeinde New Ulm für do. \$10.73. Ch Böttcher, für Synodalberichte \$4. J Johl, für do. \$2.40. Lydia Koch, New Ulm, für die Waisenfinder \$1.

E. G. Koch, Schatzmeister.

Quittung über eingezahlte Gelder an den Unterzeichneten als Schatzmeister der Bau-Kasse des Dr. Martin Luther-Colleges in New Ulm, Minn., seit 15. Dezember 1884 bis zum 6. Mai 1885.

Von den Pastoren Brown, persönlicher Beitrag \$50; Gem. Hutchinson \$150. Dreher, Gemeinden New Prague \$21.13; Webster 15; Good Thunder \$14; Winnebago Agency \$11; Chalopee \$1; pers. Beitrag zur Steintreppe \$5. Herr Albert Laabs, durch Präses Albrecht \$5. P S Deuber, Gemeinde Sleepy Eye \$48. P J J Hunziker, Gem. Bremen, Weihnachtscoll. \$4.72; coll. von M Matheis \$1.50; E Müller 50 Cts. Die Pastoren: Ph Bechtel, Gem. Theilmanton \$5.40. M Firmenstein, dessen Gem. \$15; pers. Beitrag zur Steintreppe \$10. H Dagesförde, pers. Beitr. zur Steintreppe \$10. E Gutknecht, do. \$5; dessen Gemeinde für College \$120. A Ruhn, dessen Gem. für College \$180. J Wendt (per Prof. Hoyer), do. \$21. D Hoyer, do. \$94. Ch Bender, do. \$25; coll. von Herrn Burgschag \$20, Dr Veininger \$15, J Seebach \$10. Börneke, Gemeinde Mazepa \$52 und \$35. W Scheitel, von ihm selbst und seiner Gemeinde \$109.90. J

Seisert, coll. von H Methaus \$2.50, J Wolf \$2, E Harbte \$5, A Altmann 50 Cts.; St. Johannes-Gemeinde Stillwater \$4.90. J Köhlers Gemeinde \$10. Ch Böttcher, coll. von G Abraham, G Köpp, M Zahnte, W Pächelt, H Nahrenberg, M u. H u. G Galow, G Kelm, A Hartfield, D und A Werner, W Püpe je \$1, zusammen \$13. M Emmels Gem., einschließlich Ostercoll. \$22.90. Herr E F W Korth, Winnebago Agency, coll. von W Bagentoff \$5, A Barocke \$1, J Figlaff \$2, J Bettmann \$2, zusammen \$10. Von Herren Ad Malz \$15, J Carlom \$15, J Riple \$5 durch Herrn J Wood. Die Pastoren Johl, Gem. Watertown, Dakota, \$3. J Hilpert, Gem. Wellington \$12.50, von H Ruhe \$2, D Balz \$1. A Reim, Sanborn \$5. J E Albrecht, Chalopee \$9. Ch Albrecht, Belleplain \$5. H Dagesförde, Nicollet \$85. J Wendt, Inver Grove \$4.03; Town Eagan \$2; Dankopfer von W Franzmeier \$10. J Junker, Zionsgemeinde Eigen \$7.25. Von der St. Johannesgemeinde in St. Paul \$3.

Vorstehende Gelder wurden in oben angegebenen Zeiträumen, ausgenommen \$10 von Herrn Pastor Dagesfördes Gemeinde, welche schon vorher an mich bezahlt, aber in meiner letzten Quittung übersehen waren, an mich einbezahlt und quittire ich hiermit dieselben.

Den freundlichen Ueberrun sage ich im Namen des Baucommittees den besten Dank.

E. G. Koch, Schatzmeister.

Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bücherverlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodalbuchhandlung zu den beigelegten Preisen zu haben sind.

Dr. Martin Luthers Kleiner Katechismus

mit
Erklärung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus, und herausgegeben von der ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.

Preis: einzeln 30 Cents, das Duzend \$3.00.

A First Course

in

Composition and Grammar.

By A. L. Graebner.

Preis: einzeln 50 Cents, das Duzend \$5.00.

Amerikanisch-Deutsche Bibel.

Herausgegeben von der Lehrerconferenz der ev.-luth. Synode von Wisconsin.

Preis: einzeln 25 Cents, das Duzend \$2.40

Amerikanisch-Deutsches Lesebuch.

Theil II.

Für Mittelklassen christlicher Schulen.

Herausgegeben
von
A. F. Ernst.

F. Werner, Agent,

436 Broadway, Milwaukee, Wis.